

SUNIL MANN

Mumbai Beat

Noch kreist das Flugzeug in der Luft, kurz vor zehn Uhr abends, es schwenkt einmal nach links, dann nach rechts, als wolle es demonstrieren, wie riesig die Stadt unter uns ist, wie endlos. Dichte Wolkenbänder erschweren die Sicht, ein Lichterteppich auf hügeligem Gelände, einsam blinken Strassenlampen an den ausgefransten Enden. Das muss die Dunkelheit am Rand der Stadt sein, von der Bruce Springsteen einst sang, denke ich, je näher das Zentrum rückt, desto heller wird es. Soziales Gefälle wird hier an der Anzahl vorhandener Leuchtbirnen veranschaulicht.

Die Maschine landet, überall mattes, orange-farbenes Licht, porös irgendwie, das Schwarz der Nacht rieselt ungehindert hindurch. Als die Türen geöffnet werden, steigt die Temperatur in der Kabine an, und der Duft Mumbais strömt in Schwällen herein, diese süsslich-würzige Mischung, die nach einem ersten Schnupern von Räucherstäbchen, verwesenden Abfällen, Schweiss und Gewürzen herrühren muss. Beim zweiten Versuch, ihn zu definieren, scheitert man unweigerlich. Zu vielfältig, zu dicht ist dieser Geruch, der sich auf der Stelle in den Kleidern, in den Haaren, am ganzen Körper fest setzt.

Die Fahrt in die Stadt dauert eine knappe Stunde, warme, feuchte Luft weht durchs offene Fenster herein, und mein Gesicht wird halbseitig klebrig. Wellblechhütten säumen den Strassenrand, Menschen in zerlumpter Kleidung sind unterwegs und Kinder spielen im Schmutz. Etwas weiter entfernt, hinter Palmenhainen und üppig bepflanzten Parks gut verborgen, glitzernde Luxushotels. Später dann die ersten Einkaufszentren, Multiplexkinos, himmelhohe Wohnsilos. Viktorianische Wohnhäuser, die einst strahlend weissen Fassaden russgeschwärzt, liegen hinter verschnörkelten Eisenzäunen, hingestreckt wie riesige Tiere. Zeugen einer längst vergangenen Zeit, die im Dornröschenschlaf auf ihre Auferstehung zu warten scheinen.

Ich hüpfte auf dem Rücksitz herum wie ein Gummiball. Nicht unbedingt aus Freude. Verkehrsregeln und Tempolimiten werden hier als locker zu befolgende Empfehlungen interpretiert, die Hupe ist im Dauerseinsatz, schon lange habe ich nicht mehr so ununterbro-

chen und inbrünstig gebetet. Dazu ist die Strasse milde ausgedrückt uneben, einerseits eine Folge der starken Regenfälle und Überschwemmungen im Sommer. Andererseits, erklärt der Taxifahrer und grinst mich mit seinem zahnlosen Mund an, sei es schon immer so gewesen.

Mehr als sechzehn Millionen Menschen leben in dieser Stadt, die seit 1996 zumindest auf dem Papier nicht mehr Bombay heisst, auf einer Fläche von 44 Quadratkilometern, jeden Tag kommen nach vorsichtigen Schätzungen weitere 15 000 Zuwanderer aus ganz Indien an, alle auf der Suche nach dem grossen Geld, alle mit der Hoffnung auf ein wenig Glück. Die meisten enden in den Slums rund um die Stadt, welche die grössten Asiens sind, ergattern sich mit etwas Durchsetzungsvermögen einen miserabel bezahlten Job oder betteln auf der Strasse, was bei weitem einträglicher ist, besonders wenn man auf kleine Kinder oder eine dramatische Verkrüppelung zurück greifen kann.

Weder Midlife Crisis noch pathetische Wurzelsuche, allein Neugierde hat mich hierher getrieben, die Lust, als in der Schweiz geborener Inder endlich das Land meiner Eltern kennen zu lernen. «Und die Familie?», fragt Rahul, den ich in einer Bar in Colaba, dem Herz Mumbais, kenne lerne. Inder sind tatsächlich sehr gesellig. Ich erkläre ihm, dass ich meine Verwandtschaft nicht besuchen will, da ich in dem Fall keine freie Minute hätte, dass sie in ihrer Fürsorglichkeit meinen ganzen Aufenthalt durchplanen würden. Ich möchte die Stadt gerne auf eigene Faust erkunden. Rahul nickt zweifelnd und sieht mich mitleidig an. Den Indern geht die Familie über alles, so etwas zu tun wie ich, muss ihm völlig unbegreiflich sein. Schnell wechsele ich das Thema.

Rahul ist Wirtschaftsjournalist und arbeitet für einen Fernsehsender. «In zehn Jahren», sagt er, «ist Mumbai das neue Hongkong. Indien wird China wirtschaftlich gesehen weit hinter sich lassen.» Jetzt ist es an mir, zweifelnd drein zu gucken. «Noch sind wir nicht so weit», beeilt er sich anzufügen, «doch das Geld ist da, ausländische Investoren pumpen Milliardenbeträge

ins Land, die Technologien sind ausgereift, die weltbesten sogar im Computerbereich. In zehn Jahren sind wir alle reich.» «Alle?», frage ich und komme mir dabei sofort vor wie ein verdammter Moralapostel. Rahul macht diese typische, schlenkernde Kopfbewegung, wie man sie nur in Indien kennt. Der Hals bleibt dazu steif, während der Kopf seitwärts wackelt, als sei er nicht ganz fest angemacht. Man weiss dabei nie, ob das jetzt bejahend gemeint ist oder verneinend, in manchen Fällen ist die Bewegung wohl eher mit «Wir werden sehen» oder dem allgegenwärtigen «No problem» zu übersetzen. In Rahuls Fall glaube ich, dass es wohl folgendes heissen soll: Eine solche Frage kann nur einer aus dem Westen stellen.

Der erste Morgen in Mumbai ist regnerisch. Ich bin ein Zuschauer in einem Theater, wie in Watte gepackt, die Welt um mich herum scheint unwirklich und weit entfernt. Ich bin nicht mehr Zuhause, doch hier angekommen bin ich auch noch nicht.

Eine Bettlerfamilie lebt auf dem Gehsteig vor meiner Pension, winzig kleine Kinder spielen mit schwarzen Steinen, denen sie weisse Punkte aufgemalt haben. Als sie mich entdecken unterbrechen sie abrupt ihr Spiel, die eben noch lachenden, fröhlichen Gesichter nehmen blitzschnell einen tragischen Ausdruck an, die Augen weiten sich, Hände schnellen vor, die Innenflächen bittend nach oben gereckt. Ich versuche, sie nicht zu beachten, steige über sie hinweg, doch das schlechte Gewissen frisst an meiner guten Laune, erst recht als ich mir zwei Strassen weiter in einem Restaurant eine Masala Dosa zum Frühstück bestelle, ein hauchdünner, knuspriger Pfannkuchen mit würziger Kartoffelfüllung, und zwei Tassen süssen Chai dazu trinke.

Das ungeduldige und konstante Hupen der schwarzgelben Taxis dringt durch die offenen Türen des Lokals herein, immer wieder übertönt vom lauten, lockenden Rufen der Strassenhändler, rostige Doppeldecker-Busse bahnen sich ächzend und quietschend ihren Weg durch den Verkehr, zischende Bremsen, knallende Kupplungen, dazwischen immer wieder von Ochsen gezogene Karren. Rush Hour in Mumbai. Der Lärm ist ohrenbe-

täubend, eine stete Kakophonie, die ich erst nach ein paar Tagen nicht mehr als störend wahr nehme. Auch das Tempo dieser Stadt ist gewöhnungsbedürftig, alles ist Hektik, alles ist Kampf, jeder ist unterwegs irgendwohin, jeder hat ein Ziel und kaum Zeit, und dann doch wieder das: Ein zufälliger Blickkontakt, ein freundliches Lächeln mitten im Gehetze, man bleibt stehen und gibt hilfsbereit Auskunft, eine kleine Insel im reissenden Strom bildend, bevor man sich verabschiedet und in entgegengesetzte Richtungen weiter geschwemmt wird.

Ein faszinierendes und gleichzeitig beängstigendes Chaos. Das ist der Rhythmus Mumbais, stampfend und vorwärts treibend wie der Technobeat der modernisierten Songs aus den Bollywood-Filmen, der Mumbai Beat, der hämmernde Soundtrack dieser Stadt, der überall scheppernd aus den Radios und Kassettenrecordern plärrt.

Von meinem Tisch aus kann ich in den Regen hinaus sehen, ein silbergrauer Vorhang hinter dem die Stadt verschwindet.

Tausend Menschen sind nach offiziellen Angaben bei den letzten Überschwemmungen umgekommen, das marode Abwassersystem der Stadt ist stellenweise zusammengebrochen, Rohre sind geplatzt und ganze Gegenden metertief im Wasser versunken. Auf dem Höhepunkt der Katastrophe gab die Stadt ihren Beamten frei.

«Das war vor allem in den Slums, in den Vororten», hat Rahul am Abend zuvor gesagt. «Das Stadtzentrum war nicht so sehr betroffen.» Schlenkernde Kopfbewegung.

«Denen sind wir egal», sagt der Kellner, als ich nachfrage. Er wohnt in der Nähe des Flughafens, nicht gerade beste Wohnlage. Die Stadt plant, eine Brücke im Meer zu bauen, die direkt vom Flughafen ins Stadtzentrum führen soll. An den Slums vorbei, dann ist man als Tourist erstens schneller im Hotel, zweitens muss man sich das Elend auf dem Weg dahin nicht ansehen. Der Kellner lächelt vage. «Die Infrastruktur ist katastrophal. Jedes Mal, wenn es regnet, haben wir Angst.»

Die anhaltenden Schauer verunmöglichen eine erste Stadtbesichtigung, das Wasser steht knöcheltief in den Strassen, die Gullys verweigern ihren Dienst. Leere Plastikflaschen tanzen auf den schmutzig-braunen Wellen der Bäche, die in den Strassengräben gurgeln, Pfützen verwandeln sich in kleine Seen. Jetzt sehe ich, dass die Unebenheit der Strassen auch Vorteile hat, wie kleine Inseln erheben sich überall Asphalthügel aus dem Wasser und ermöglichen ein hüpfendes Vorwärtskommen. Hier gilt das Gesetz des Stärkeren, wer sich nicht durchzusetzen vermag, hat bald durchnässte Schuhe.

Strassenhändler versuchen, mir ihre Ware anzudrehen, während ich vor besonders heftigen Regengüssen unter den Arkaden Schutz suche, Gürtel aus Kunstleder, Paschminaschals, T-Shirts mit dämlichen Aufdrucken in Englisch, das meiste Ramsch. Bettelnde Kinder zupfen an meiner Hose und wollen Geld und Kugelschreiber. Ich lächle bedauernd, überlege mir, ob ich erklären soll, weswegen ich ihnen nichts geben will, lasse es bleiben und schüttele stattdessen nur freundlich den Kopf, was niemanden wirklich beeindruckt.

Als mir der Regen und die andauernden Belästigungen zu viel werden, flüchte ich ins nächstbeste Kino. Ein klassischer Bollywoodfilm, drei Stunden lang Herzschmerz und ein garantiertes Happy End, drei Stunden Auszeit, ich freue mich darauf. Der Saal ist gut besucht und eiskalt, man wird darauf hingewiesen, dass Spucken strengstens untersagt ist und bei Zuwiderhandlung strafrechtlich geahndet wird, des weiteren wird auch daran erinnert, dass bei Stromausfall kein Geld zurück erstattet wird. Bevor der Film beginnt, erheben sich alle und hören sich andächtig die Landeshymne an. Danach wird hundertachtzig Minuten lang mitgeweint, gelitten und gelacht, kein Vergleich zu einem Kinobesuch in Mitteleuropa. Hier schreit das Publikum den Bösewicht nieder, wird er besiegt, springt man auf und johlt im Siegestaumel, man wischt sich verstohlen die Tränen aus den Augenwinkeln, wenn der von den reichen Eltern nicht akzeptierte Geliebte der Tochter verstossen wird, und applaudiert frenetisch, wenn sich das Liebespaar am Ende in die Arme fällt, selbstverständlich ohne sich zu küssen.

Am nächsten Tag scheint die Sonne, und mir klebt bereits nach wenigen Minuten das Hemd am Rücken. Ich beginne, mich ein wenig heimisch zu fühlen. 35 Grad meldet das Radio, bevor der Titelsong des gestrigen Films aus den Boxen dröhnt, «Salaam Namaste», der Mumbai Beat.

Die Bettlerfamilie ist bereits auf, Männer sind keine zu sehen, die Kinder spielen und beachten mich nicht, die Frauen hängen die zerschlissenen Teppiche, auf denen sie übernachtet haben, über den Zaun und klopfen sie mit Reisigbesen aus. Dann wischen sie den Gehsteig sauber und bringen Ordnung in ihre spärlichen Habseligkeiten.

Ich gehe zu Fuss los, der Schweiss rinnt, meine Hose saugt sich klebrig an den Beinen fest. Man sieht im Zentrum Mumbais nur selten Inderinnen, fällt mir auf, und die Männer tragen alle Hemden, die kariert oder gestreift sind. T-Shirts kann ich keine ausmachen. Ich bin froh, dass auch ich ein Hemd trage, blau-weiss kariert wie ein Geschirrtuch, die perfekte Tarnung. Zielstrebig gehe ich an den Strassenhändlern vorbei, kein Zögern, kein Innenhalten, im Notfall ein paar strikte Handbewegungen kombiniert mit ablehnenden Schnalzgeräuschen, wie ich es bei den Einheimischen abguckt habe, und plötzlich komme ich mir vor wie Harry Potter mit seinem Zauberumhang: Ich bin unsichtbar! Niemand beachtet mich mehr, weder Strassenhändler noch Bettlerkinder. Ich bin erleichtert aber auch ein ganz klein wenig enttäuscht.

Die Stadt hat zwei Gesichter. Das eine wendet sie mir tagsüber zu, ein staubiges, narbiges, zerfallendes Gesicht, das erschöpft an eine glorreiche Vergangenheit erinnert. Doch nachts erwacht sie, steigt wie ein Phönix aus der Asche, pompös und zeitlos schön, mit glitzernen Lichtern und blendendem Lächeln, eine Königin ohne Thron, man ahnt vage, was Mumbai einmal gewesen ist.

Ich versuche, die Stadt mit meiner Fotokamera zu definieren, einzufangen, was sie eigentlich ausmacht. Doch jedes Mal, wenn ich auf dem klitzekleinen Bildschirm die soeben gemachte Aufnahme betrachte, habe ich das

Gefühl, das Bild sei nicht vollständig, als fehle etwas. Als sei es nur ein müder Abklatsch von dem, was ist. Genau gleich geht es mir, als ich Mumbai mit Worten zu erfassen versuche, sie genügen nie, werden den Tatsachen nicht gerecht, ich muss mir eingestehen zu scheitern, mit Bildern, mit Worten, Mumbai kann man nur erleben.

Ich komme spät zurück, meine Beine schmerzen. Gegen Mitternacht lässt der tosende Verkehr für ein paar wenige Stunden nach, Mumbai schläft nur kurz, die Luft ist stickig und erhitzt, es fällt einem schwer zu atmen. Zehn Tage will ich in dieser Stadt verbringen und heraus finden, was sie ist, bevor ich weiter reise. Vielleicht gelingt es mir, wahrscheinlich nicht. Ich werde es trotzdem versuchen.

Die Bettlerfamilie sitzt vereint auf ihrem abgewetzten, faserigen Teppich, den sie auf dem Gehsteig ausgebreitet haben. Ein kleiner Junge weigert sich schlafen zu gehen, er weint, die kleinen Händchen trotzig zu Fäusten geballt. Die Frauen stimmen ein Schlaflied an, die älteren Mädchen fallen mit ein, wiegen sich rhythmisch im Takt, ihre Hände tanzen in der Luft wie Nachtfalter. Seine Mutter fährt ihm durchs struppige Haar, bis er sich beruhigt hat und sich zusammen rollt, die Hände unter dem Kopf gefaltet. Leise singen sie weiter, bis ihm die Augen zufallen. Ich lächle und bin merkwürdig gerührt.